

St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg

Annäherung an eine Stadt

„Ja, diese sumpfige, deutsche, finnische, bürokratische Stadt, dieses ‚überflüssige administrative Zentrum‘, . . . ist nach meiner Meinung die einzige wirkliche russische Stadt, die uns eine echte geistige Heimat sein kann. Mag sein, daß Petersburg weit von Rußland entfernt liegt – und alle Anklagen der Moskauer Glöckner basieren ja wesentlich auf diesen Gedanken! – und mag es sich auch häufig geirrt haben, dies spricht nur dafür, daß es etwas nicht kennt, aber trotzdem denkt und redet. Denn nicht in Moskau liegt der Mittelpunkt des russischen Lebens oder all dessen, was es in diesem Leben gibt, sondern hier in Petersburg!“¹ So urteilte im ausgehenden 19. Jahrhundert der russische Schriftsteller Vsevolod M. Garšin (1855–1888) emphatisch über seine Heimatstadt. In seinen Worten spiegelt sich weniger übertriebener Lokalpatriotismus oder gar subjektive Bewunderung als vielmehr das wider, was sich wie ein roter Faden durch fast drei Jahrhunderte Geschichte zieht, seit Peter der Große im Jahre 1712 die Hauptstadt an den westlichen Rand des Russischen Reiches verlegte: die Konkurrenz zwischen Moskau und der Stadt an der Neva.²

Im Unterschied zum alten, orthodoxen Moskau steht St. Petersburg als „Hauptstadt des Geistes“ in der russischen Geschichte synonym für die Hinwendung zu Modernität und Aufklärung, für den Versuch, von Rückständigkeit geprägte Traditionen und Strukturen zu überwinden. „Piter“, wie die Stadt bis zum heutigen Tag immer wieder liebevoll von ihren Einwohnern genannt wird, symbolisiert deshalb das eigentliche „Tor zum Westen“, über das Rußland Seegeltung und seine Zukunft in Europa zu finden gedachte.

Doch nicht nur diese Wesenszüge sind es, die man gemeinhin mit St. Petersburg, dem „Venedig des Nordens“, verbindet. Bereits die mit Entschlossenheit und Systematik betriebene Gründung im Jahre 1703 unterstrich den einzigartigen Charakter dieser russischen Stadt. So war die auf Befehl Peter des Großen errichtete Siedlung – im wahrsten Sinne des Wortes – auf Menschenknochen gebaut. Denn mit Ausnahme der strategisch günstigen Lage, die zu Beginn des Nordischen Krieges (1700–1721) den

¹ Zitiert nach: L. Tarasova: „Sankt Petersburg – in meiner Seele bist nur Du!“, in: St. Petersburg um 1800. Ein goldenes Zeitalter des russischen Zarenreichs. Meisterwerke und authentische Zeugnisse der Zeit aus der Staatlichen Ermitage, Leningrad. Recklinghausen 1990, S. 17.

² Die Konkurrenzsituation zwischen St.Petersburg/Leningrad und Moskau wird in verschiedenen Aufsätzen dieses Bandes deutlich. Siehe hierzu beispielsweise der Beitrag von Markus Wehner.

Ausschlag dafür gab, daß die Wahl Peters auf diesen eisfreien Ort am Finnischen Meerbusen fiel, sprachen die äußeren Umstände ganz und gar nicht dafür, eine städtische Siedlung in dieser entlegenen Region Rußlands zu errichten. Das feuchte und unwirtliche Klima, vor allem jedoch die Beschaffenheit des Bodens, machten die Bauarbeiten in dieser ausgeprägten Sumpflandschaft von Anfang an zu einem großen Problem: Die zumeist zwangsverpflichteten Arbeitskräfte, die aufgrund mangelhafter Unterkünfte, fehlender Nahrung und Kleidung unter menschenverachtenden Bedingungen die Stadt aus dem Boden stampften, erkrankten oder starben in den ersten Jahren zu Tausenden.³ Allein der Bau der Peter-und-Pauls-Festung sollte rund 100 000 Menschen das Leben kosten.

Daß man Reglementierung und Zwang immer wieder mit dieser Stadt in Verbindung brachte, wird aber auch in anderem Zusammenhang ersichtlich: Peter, dem kein Provisorium vorschwebte, legte größten Wert darauf, daß die dem heiligen Petrus, dem ersten Apostel und Patron von Rom, geweihte Stadt eine „steinerene“ russische Metropole werden sollte. Da allerdings gerade an Steinen größter Mangel bestand, blieb nichts anderes übrig, als auf Zwangsmittel zurückzugreifen, um entsprechendes Baumaterial heranzuschaffen. So erließ der Zar beispielsweise im Jahre 1714 eine bis 1741 gültige Verordnung, wonach in ganz Rußland – ausgenommen für Petersburg – der Bau von steinernen Gebäuden untersagt wurde. Verstöße zogen drakonische Bestrafung nach sich, die nicht nur zur sofortigen Konfiszierung des Vermögens der Zuwiderhandelnden, sondern schlimmstenfalls auch zu deren Verbannung nach Sibirien führen konnte.

Begleitet waren all diese Entwicklungsmaßnahmen von einer systematischen Ansiedlung von Neubürgern. Nicht zuletzt deshalb gelang es innerhalb eines überschaubaren Zeitraums die Stadt an der Neva zu einem imposanten Handelsort auszubauen, der bald darauf Archangel'sk im äußersten Nordosten des Reiches den Vorrang als Handelshafen streitig machte. Das entscheidend hauptstädtische Profil erlangte die Stadt Peters allerdings erst in dem Augenblick, als die Regierungs- und Verwaltungsfunktionen des rußländischen Staates neun Jahre nach dem ersten Spatenstich an die Ostsee verlagert wurden. Flankiert wurden diese Schritte zudem durch eine planmäßige Ansiedlung wissenschaftlicher und künstlerischer Institutionen.

Die geographische Lage und der Geist, der sich mit der Stadtgründung verband, gaben nicht zuletzt den Ausschlag dafür, daß Petersburg schnell eine Stadt Europas werden sollte, deren intellektuelles Leben im weiteren Verlauf der 18. Jahrhunderts insbesondere durch die westeuropäischen Großen der Kunst und Wissenschaft maßgeblich mitgestaltet wurde. Und gerade dies machte den multinationalen Charakter „Peters“ aus: Denn im Unterschied zu anderen russischen Städten zeichnete sich das „Paradies“, wie Zar Peter seine Schöpfung oft zu nennen pflegte, durch einen besonders hohen Anteil von westlichen Ausländern aus, die häufig eine führende Rolle im städtischen Alltag spielten.

Ungeachtet aller widrigen Umstände, die sich mit der Gründungsgeschichte von St. Petersburgs verbanden, wurde die Stadt bereits im ersten Jahrhundert ihres Bestehens auch von dem aufgeklärten und nach Modernisierung strebenden Teil der russischen

³ Zu den besonderen Umständen der Stadtgründung siehe ausführlicher bei: Reinhard Wittram: Peter I. Czar und Kaiser. Zur Geschichte Peters des Großen in seiner Zeit. Bd. 2. Göttingen 1964, S. 57ff.

Gesellschaft angenommen und verehrt: Davon zeugen nicht zuletzt die literarischen Denkmäler und persönlichen „Liebeserklärungen“, die damalige Zeitgenossen in zahlreichen Hymnen und Oden auf *Petropolis* verfaßt hatten.

Der verklärenden Sichtweise des 18. Jahrhunderts wurde indes spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Beurteilung gegenübergestellt, die deutlich kritischere Züge trug und darüber hinaus die Stadt als ein Gebilde mit gespaltener Existenz erscheinen ließ: Die Hauptstadt war nunmehr die Zentrale eines gewaltigen Imperiums geworden; gleichzeitig stand sie für die Verkörperung russischer Autokratie und für beginnende Industrialisierung sowie sich entfaltenden Kapitalismus mit allen weitreichenden sozialen Folgen. Es waren daher insbesondere Vertreter aus dem sich formierenden revolutionären Umfeld, die ihren tiefen Haß auf das politische System automatisch auf die Neva-Metropole projizierten. Angesichts eines solchen historischen Spannungsfelds deutete sich allmählich an, daß der Stadt turbulente Zeiten und tiefgreifende Veränderungen bevorstanden.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges bedeutete für die Hauptstadt des Reiches einen ersten Bruch mit ihrer Tradition. Das russische „Tor zum Westen“ und nach Europa wurde aufgrund des deutsch klingenden Stadtnamens im Zuge der antideutschen Kriegsstimmung Anfang August 1914 in Petrograd umbenannt.

Im Revolutionsjahr 1917 entluden sich in der Stadt die in Rußland angestauten sozialen und politischen Spannungen. Für ein Jahr war Petrograd der Schauplatz der Weltgeschichte und für einige Monate die Hauptstadt des ersten sozialistischen Staates. In der Nacht zum 11. März 1918 siedelte jedoch die Sowjetregierung, der Rat der Volkskommissare unter dem Vorsitz Lenins, in die alte russische Hauptstadt Moskau über, da die Sicherheit Petrograds durch die Vereinbarungen des Friedens von Brest-Litovsk nur schlecht zu gewährleisten war. Nach rund 200 Jahren mußte so die Stadt ihre Funktion als Hauptstadt des russischen Staates wieder an Moskau abgeben.

Zum politischen Bedeutungsverlust kam während des folgenden Bürgerkrieges noch der allgemeine Niedergang als Stadt hinzu. Die Einwohnerzahl, die 1916 noch rund 2,4 Millionen betragen hatte, sank bis 1920 auf 722 000. Das Erscheinungsbild der Stadt veränderte sich binnen kurzem: Kaiserlicher Hofstaat, Offiziere, Soldaten, Beamte, Ausländer und das weltoffene Petersburger Bürgertum verschwanden, statt dessen prägten nun vor allem Arbeiter das städtische Gefüge. Die Schlösser und Paläste der ehemals Herrschenden wurden in der Zeit vielfach in Museen, Lehranstalten oder andere öffentliche Einrichtungen umgewandelt.

Eine Aufwertung erfuhr die „Stadt der drei Revolutionen“ erst wieder in dem Augenblick, als sie am 26. Januar 1924, fünf Tage nach dem Tod Lenins, ihm zu Ehren den Namen Leningrad erhielt. Drei Jahre später wurde sie Hauptstadt des gleichnamigen Gebietes innerhalb der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik.

Der Fortbestand der Rivalität zwischen Leningrad und Moskau in politischer Hinsicht zeigte sich erneut in der Herrschaftszeit Stalins, der ein ständiges Mißtrauen gegen Leningrad und die von dort stammenden Parteiführer und Lokalfürsten hegte.⁴ Als am 1. Dezember 1934 der Gebietssekretär von Leningrad, Sergej Kirov, in seinem Amtssitz, dem Smol’nyj Institut, ermordet wurde, befahl Stalin, dessen Rolle beim Mord an seinem innerparteilichen Konkurrenten bislang nicht eindeutig geklärt werden

⁴ Siehe hierzu den Beitrag von Markus Wehner.

konnte, eine Vergeltungsaktion. Mehrere tausend Personen fielen diesem roten Terror in Leningrad zum Opfer. Die Verfolgungen 1934/35 und der Große Terror 1937/38 zerstörten die letzten Reste der alten Petersburger Kultur. Das Mißtrauen Stalins zeigte sich erneut, als zwischen 1949 und 1952 eine Vielzahl hoher Parteifunktionäre der Stadt ihrer Ämter enthoben, verhaftet und abgeurteilt wurden.

Im Zweiten Weltkrieg war die Stadt, in der am Ende der dreißiger Jahre wieder rund drei Millionen Menschen lebten, vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 einer neunhunderttägigen Blockade durch die Deutsche Wehrmacht ausgesetzt.⁵ Hitlers Ziel war dabei die vollständige Vernichtung der Einwohner und der Stadt, die – wie er sich in einer Weisung an das Oberkommando der Wehrmacht vom 23. September 1941 ausdrückte – vom „Erdboden verschwinden“ sollte.⁶ Hunger, Seuchen sowie deutsche Artillerie- und Luftangriffe forderten während der Blockade mehr als eine Million Todesopfer.

Der intensiv betriebene Wiederaufbau der „Heldenstadt“ begann kurz nach dem Ende der Blockade. Im Unterschied zu den dreißiger Jahren, als es Überlegungen gegeben hatte, den traditionellen Mittelpunkt der Stadt aufzugeben und im Süden ein neues Zentrum als ein „sozialistisches Forum“ zu errichten, wurde im Anschluß an den Krieg vorrangig der Stadtkern nach historischen Vorbildern wieder aufgebaut.⁷

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich Leningrad nicht nur zu einer großen Industrieregion. Vielmehr wurde die Stadt nach Moskau das bedeutendste wissenschaftliche und kulturelle Zentrum der Sowjetunion. Ein Grund dafür, daß die Stadt in der Sowjetzeit ihre Weltoffenheit – im Rahmen des Möglichen – bewahrte.⁸

Eine Vorreiterrolle für demokratische Reformen übernahm die Stadt in der Perestrojka-Ära, als sie sich in Abgrenzung zu Moskau erneut als die „Hauptstadt des Geistes“ zu profilieren versuchte. Am 12. Juni 1991 stimmte eine knappe Mehrheit der Einwohner für die Umbenennung der Stadt in St. Petersburg (russ. „Sankt-Petersburg“), und wenig später erhielten viele Straßen und Plätze in der Stadt ihren vorrevolutionären Namen zurück. Damit entledigte sich die Stadt in symbolischer Form ihres sowjetischen Erbes und besann sich auf ihre vorrevolutionäre Geschichte.

Seit dem Ende der Sowjetunion hat St. Petersburg keinen mit der Moskauer Entwicklung vergleichbaren Aufschwung genommen. Trotz politischer Auftragsmorde und schmutziger Wahlkampftricks bestätigten die Petersburger jedoch bei den letzten Kommunalwahlen Ende 1998 ihren Ruf als demokratischste Großstadt Rußlands.

Der Anlaß zu diesem Buch ist der Geburtstag eines Mannes, der am 16. Januar 1930 in Leningrad geboren wurde – Alexander Steininger. Als Sohn deutscher Eltern mit

⁵ Siehe hierzu den Aufsatz von Aileen Rambow.

⁶ Siehe hierzu den Beitrag von Jörg Ganzenmüller.

⁷ Klaus Meyer: Kaiserliche Residenz und sozialistische Großstadt. Typologische Überlegungen zur Geschichte der Stadt St. Petersburg – Petrograd – Leningrad, in: Ulrich Hausteil, Georg W. Strobel, Gerhard Wagner (Hrsg.): Ostmitteleuropa. Berichte und Forschungen. Stuttgart 1981, S. 64–77.

⁸ Siehe hierzu in diesem Band den Beitrag von Walter Schmid.

sowjetischem Paß verlebte er seine Jugendjahre in der Stadt an der Neva. Dem Grauen von Hunger und Tod während der deutschen Blockade entkam er 1942, als ihm in einem Transport von Kindern und Jugendlichen die Flucht über das Eis des Ladoga-Sees in den Süden Rußlands gelang, wo ihn der Krieg dann wieder einholte.

Der Neubeginn im Westen Deutschlands führte Alexander Steininger schließlich zum Studium nach München, wo er bei Fedor Stepun mit einer Dissertation über das Thema „Literatur und Politik in der Sowjetunion nach Stalins Tod“⁹ promovierte. Anfang der sechziger Jahre war es dann Klaus Mehnert, der ihn im Zuge seiner eigenen Berufung auf den Lehrstuhl für Politische Wissenschaft der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule nach Aachen holte – als Lektor für Russisch und vor allem als Mitarbeiter in der Redaktion der Zeitschrift OSTEUROPA, deren Chefredakteur Klaus Mehnert zu jener Zeit war. „Steininger war ein idealer Mitarbeiter, von einer Zuverlässigkeit, die sprichwörtlich wurde . . .“, schrieb er später in seinen Erinnerungen¹⁰, und nicht nur für ihn war es folgerichtig, daß Alexander Steininger die Chefredaktion von OSTEUROPA übernahm, als Mehnert sich 1975 aus dieser Position zurückzog.

Damit trat Steininger die Leitung einer Zeitschrift an, die in der Herausgeberschaft der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (Berlin) bereits seit 1925 – mit einer Unterbrechung zwischen 1939 und 1951 – erscheint, in diesem Jahr also auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken kann. Und von den fast fünfzig Jahrgängen von OSTEUROPA, die inzwischen in der neuen Folge herausgekommen sind, hat Alexander Steininger fast dreißig Jahrgänge entscheidend mitgeprägt. Um das in einer Zahl deutlich zu machen: Allein unter seiner Ägide sind bis Anfang 2000 mehr als dreihundert Ausgaben von OSTEUROPA erschienen, das heißt, er zeichnete dreihundertmal verantwortlich für Inhalt und Gestaltung eines Publikationsorgans, das in dieser Form und in diesem Umfang eine Sonderrolle im deutschsprachigen Raum einnimmt.

Diese Leistung und diese Arbeit zu würdigen, verbunden mit dem Wunsch, daß Alexander Steininger sie noch lange fortführen kann, ist das Anliegen dieses Bandes, seiner Herausgeber und der Autoren.

Erscheinen kann dieses Buch – und das gilt es besonders hervorzuheben –, weil sich hier ein Dreieck optimaler Zusammenarbeit gefunden hat.

Da sind zunächst die Autoren, die ausnahmslos mit ungewöhnlicher Bereitschaft und Disziplin bei der Sache waren – ihre Beiträge, die schlaglichtartig den Facettenreichtum von Petersburg–Leningrad–Petersburg illustrieren, machen die Substanz des Buches aus.

Eine überhaupt nicht zu überschätzende Hilfe, sogar eine *conditio sine qua non* war die Zusage der Herren Hans-Georg Appl und Manfred Spenninger von der Druckerei Appl in Wemding, die Herstellung des Bandes zu übernehmen.

Die dritte Säule der Kooperation war Herr Ulrich Volz von der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, der das ganze Unternehmen unterstützt und verlegerisch betreut hat. Es ist kein Zufall, daß die jenes Dreieck repräsentierenden Persönlichkeiten teilweise über lange Jahre hinweg Wegbegleiter im beruflichen Leben von Alexander Steininger

⁹ Alexander Steininger: Literatur und Politik in der Sowjetunion nach Stalins Tod (=Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München, Bd. 26). Wiesbaden 1965.

¹⁰ Klaus Mehnert: Ein Deutscher in der Welt. Erinnerungen 1906–1981. Stuttgart 1981, S. 342.

ger waren und nun ihre Verbundenheit mit ihm und ihre Wertschätzung für ihn in ihrer Mitarbeit an diesem Band dokumentieren wollen.

Wir, die Herausgeber, bedanken uns ganz herzlich bei allen, die das Erscheinen des Buches ermöglicht haben – die rundum erfreuliche Zusammenarbeit hat uns sehr großen Spaß gemacht und die Chance verschafft, auf diese besondere Weise Alexander Steininger für viele Jahre des gemeinsamen Arbeitens, Erlebens, Nachdenkens und Gestaltens zu danken. Und wenn es nach uns geht: Ad multos annos!

Aachen, im Januar 2000

Stefan Kreuzberger Maria Kaiser Ingo Mannteufel Jutta Unser